

kettenweise über Roms Schriftsteller herein.

Brancati stellte teils anonym, teils mit fremden oder eigenem Namen verfängliche und unverfängliche, politische und unpolitische Fragen. Die Schallplatte hielt alles fest, und Professor Fulchignoni bekam Berge von interessantem Studienmaterial.

Das ging viele Wochen so, bis die römischen Literaten auf abendliche Telefonanrufe nicht mehr reagierten und bis Brancati der Hafer stach und er seine reichhaltige Plattenausbeute in einer Gesellschaft vorführte. Nicht alle Anwesenden verstanden genügend Spaß, und schnell kam die Sache an die große Glocke und vor Gericht.

Am bösesten war der kommunistische Schriftsteller Francesco Jovine. Brancati hatte ihm „im Auftrag der Kommunistischen Partei“ mitgeteilt, daß sein letztes Artikellob auf Togliatti wörtlich einem vor vielen Jahren auf Mussolini geschriebenen Artikel entspreche.

Man werde daraus die nötigen Folgerungen ziehen, hatte der „Genosse von der Parteileitung“ drohend hinzugefügt. So ganz konnte Jovine eine solche Möglichkeit nicht von der Hand weisen. Drei Nächte schlief er nicht.

Mit den Kommunisten und ihren Freunden ging der Liberale Brancati überhaupt am schonungslosesten um. Aber auch mit den Neutralen wurde experimentiert. Moravia wurde zu einer Autofahrt aufgefordert, Ungaretti zur Verlobung seiner eigenen Tochter eingeladen, Cecchi um seine Meinung über Konfuzius und über den Marshall-Plan befragt. Nur wenige billigten später die tonkonservierten Experimente.

Im Gerichtssaal gab es einen Vergleich zwischen Jovine und Brancati. Bei Spaghetti und Frascati-Wein wurde er gemeinsam gefeiert. Auch der Rundfunk erschien zum Friedensschluß. Mit einem Tonaufnahmegerät, wie Brancati es verwendet hatte, Argwöhnisch beäugte Jovine das Corpus delicti, ehe er seine kurze, alles verzeihende Friedensrede hielt.

Dann setzte sich der Rundfunk nach Norden ab, um auch in Florenz den Frieden mikrophonisch festzuhalten. Den Frieden zwischen Risotto und Erbsen, zwischen Mailand und Florenz, zwischen lombardischer und toskanischer Küche.

Dort hatte der Feldzug mit zwei Zeitungsartikeln begonnen. Dann schien ein Duell, mindestens auf Säbel, daraus zu werden. Doch blutig war am Ende nur das Fleisch auf den Tellern der wackeren Kämpfer.

Der Toskaner Indro Montanelli, einer von Italiens besten Journalisten, der auch im Ausland durch sein Buch „Drei Kreuze“ bekannt wurde, hatte in einer Zeitung mit sehr spitzer Feder die lombardische Küche angegriffen und den Mailändern vorgeworfen, daß sie dem Kochen nicht die gebührende Aufmerksamkeit widmeten.

Der Mailänder Arturo Ferrario, Verfasser des Buches „Erziehung zum Glücklichen“, schlug zurück und forderte Montanelli zum Zweikampf. Erst auf Säbel, dann einigte man sich auf Messer und Gabel.

Das Duell fand in zwei Runden statt, zu je vier Gängen. In Mailand zuerst, zwei Tage später in Florenz, jeweils in dem besten und typischsten Restaurant der Stadt.

In Mailand gab es Salami als Vorspeise, dann Mailänder Risotto, Kotelett à la milanese und „Panettone“, eine Art Stollen. In Florenz eine besondere Art von Bohnenalat, Florentiner Nudeln, Florentiner Kotelett mit Artischocken und Kürbis und dann die berühmt-zarten Erbsen aus Empoli.



Optimistisches Zwinkern: I. Montanelli
Nudeln mit Jägerinnensauce

Die Kämpfer um den gastronomischen Siegespreis beaufsichtigten selbst die Zubereitung. In Florenz begutachtete Montanelli mit optimistischem Augenzwinkern die Jägerinnensauce für „seine“ Nudeln.

Orio Vergani, ein anderer von Italiens beliebtesten Schriftstellern, hatte sich mit



Anstrengender Schiedsspruch: O. Vergani
Mit bekannt fachmännischer Zunge

jahrelanger Erfahrung im Verteilen von Literaturpreisen auch hier als Schiedsrichter zur Verfügung gestellt. Oft wischte er sich den Schweiß von der Stirn ob der ungewohnt schwierigen Aufgabe. Dann lächelte er nach bestem Wissen und Gewissen und mit bekannt fachmännischer Zunge ein Unentschieden.

Man solle nicht sagen, meint die Zeitung „Tempo“, die italienischen Schriftsteller hätten keine anderen Sorgen. Sie haben sie. Denn keiner von ihnen kann allein vom Ertrag seiner Bücher leben. Aber sie haben auch Humor. Besonders wenn ihr Bild dann noch in die Zeitung kommt.

THEATER

Kleines Hinterland

Alljährlich Frisch

Der D 10, ab Stuttgart 13.15 Uhr, an Zürich 20.13 Uhr, reicht nicht mehr aus. Vor einem Jahr noch war der Zug, dessen komfortable Schweizer Wagen von deutschen Fahrgästen laut Verbot der Alliierten nicht betreten werden dürfen, fast leer. Jetzt mußten Sonderzüge eingesetzt werden: zur Woche „Die Schweiz in Stuttgart“.

Vom 3. Mai an verbindet ein weiteres Schnellzugpaar Stuttgart mit Zürich. Es ist ein lebhafter Kulturaustausch zwischen beiden Städten im Gange. Werner Finck ist emer der häufigsten Grenzgänger mit Kulturgepäck.

Stuttgarts eleganter und wendiger Oberbürgermeister Dr. Klett, der in der sorgsam gebundenen Fliege immer eine Perle trägt, ist ständig bemüht, die Fäden nach der Schweiz zu knüpfen. Das Fußballspiel Stuttgart-Zürich endete allerdings mit einem Strafstoß, und der Schweizer Fußballverband kanzelte die Züricher ab, weil sie auf eigene Verantwortung gegen die international immer noch nicht gesellschaftsfähigen Deutschen spielten.

Das Städtetreffen auf der Bühne verlief entschieden positiver. Als Auftakt der Schweizer Woche gastierte das Züricher Schauspielhaus im Stuttgarter, zur Zeit noch Fred Schroers Neuen Theater (siehe Spiegel Nr. 6/49).

Das Württembergische Staatstheater wird nun das Neue Theater übernehmen. Da es keine geeignete eigene Bühne besitzt, bespielte es mit den Schweizer Gästen kurzerhand jetzt schon Schroers Haus. Der Noch-Intendant war unter den Zuschauern nicht sichtbar. Seine Frau, Annaliese Römer, hat vor einigen Monaten Ehe- und Anstellungsvertrag gelöst und ist ans Züricher Schauspielhaus gegangen.

Das Züricher Schauspielhaus, das jetzt zum ersten Male nach dem Kriege in Deutschland gastierte, spielt in der Geschichte des deutschen Theaters eine hervorragende Rolle. Seit 1935 bot es emigrierten Künstlern Chance und Unterkunft. 1938 wurde Oskar Wälterlin Intendant und Kurt Hirschfeld Dramaturg. Sie bauten keine antifaschistische Kampfbühne auf, sondern wollten auf ihrem Theater „dem Weltbild der Despotie das Weltbild der Freiheit“ gegenüberstellen.

Zürich war in den letzten zehn Jahren die repräsentativste deutschsprachige Uraufführungsbühne. Durch Zürich behielt das deutsche Theater den Anschluß an das Welttheater: Zuckmayers „Bellmann“ (1938) und „Des Teufels General“ (1946) wurden in Zürich uraufgeführt. Von Bert Brecht kamen „Mutter Courage“ (1940), „Der gute Mensch von Sezuan“ (1942), „Galileo Galilei“ (1943) und „Herr Puntila und sein Knecht“ (1947) heraus. Werfels „Jakobow-



Grenzgänger mit Kulturgepäck: Walter Richter und Brigitte Horney — wie in Trance

ski und der Oberst“ wurde zum ersten Male in Zürich aufgeführt, und zweimal hatte Georg Kaiser Uraufführung.

Daneben kamen fast alle auf deutschen Bühnen gängigen ausländischen Dramatiker zum erstenmal auf Deutsch zu Wort: die Amerikaner Wilder, O'Neill, Ardrey, Steinbeck, die Engländer Shaw, Eliot, Priestley und die Franzosen Claudel, Sartre, Giraudoux und Cocteau.

Die landeseigene Dramatik vertritt Max Frisch, Architekt, 37 Jahre alt, schwarzhaarig, mit Hornbrille und zwei Leidenschaften: für Fußball und Theater. Seit 1944 bringt das Züricher Schauspielhaus alljährlich seine Frisch-Uraufführung, zuerst „Nun singen sie wieder“, dann „Santa Cruz“, „Die Chinesische Mauer“ (siehe Spiegel Nr. 35, 48/48) und im vergangenen Dezember „Als der Krieg zu Ende war“.

Mit diesem Stück in der Besetzung der Uraufführung gastierten die Eidgenossen bei den Schwaben. Max Frisch brachte den Stoff 1948 von einer Berliner Reise mit. Berlin 1945, kurz nach der Eroberung durch die Russen, ist der Schauplatz.

In der Waschküche ihres beschlagnahmten Hauses verbirgt eine Frau ihren Mann, einen amputierten ehemaligen Offizier. Oben wohnt ein russischer Oberst. Die Frau verliebt sich in ihn, der kein Wort deutsch spricht. Ihr Mann weiß es, aber er duldet die Liaison: Er war an den Judenerschießungen im Warschauer Ghetto beteiligt.

Als der Mann eines Tages heraufsteigt, verläßt der Russe wortlos das Haus. Der Hauptmann wird Kommunist, er kollaboriert und debattiert mit den Amerikanern. Die Frau nimmt sich das Leben, den Namen ihres russischen Geliebten auf den Lippen.

Max Frisch will zeigen, daß die Trennungslinien der Menschheit nicht zwischen den Nationen sondern zwischen Mensch und Unmensch liegen. Er macht es dem deutschen Publikum nicht ganz leicht. Der Ehebruch einer Deutschen, deren Mann verwundet ist, mit einem uniformierten Russen, ist ihm unbehaglich.

Brigitte Horney mit ihrer rauhen, reizvollen Stimme spielte die Frau. Der Autor läßt sie manchmal monologisch ihre Gedanken wie in Trance aussprechen. Die Horney machte aus diesem dramaturgischen Wagnis ein Kabinetstück aus-

gefeilter Schauspielkunst. Ihr und Walter Richter in der fast stummen Rolle des russischen Obersten, jäh und unberechenbar, gütig und schwerfällig, kam der schauspielerische Hauptverdienst an der faszinierenden Aufführung zu.

Am nächsten Abend gastierte die Züricher Neue Bühne mit Shaws etwas abgestandenem „Frau Warrens Gewerbe“, einer kultivierten, wohlausgewogenen Aufführung. Beim dritten Akt ließ der ortsunkundige Inspizient den Vorhang vor der Pointe fallen. Der Regisseur trat vor die Rampe und erzählte die Pointe. Shaw bekam Wilderschen Anstrich.

Die Züricher Bühnen wurden in Stuttgart mit viel Aufwand an Begeisterung gefeiert. Max Frisch, nach seinen Plänen befragt, hofft auf architektonische Aufträge. Die Schweiz ist ein kleines Hinterland für Tantiemen, und die Devisenschranken sind noch nicht aufgehoben. „Als Schriftsteller habe ich noch nie meine kleine Familie erhalten können“, meint Frisch bescheiden.

Mr. Marshall liebt das Wagnis

Klein, aber wichtig

Das Gate-Theatre in London gibt es heute nicht. Im Kriege gehörte das Gate zu den wenigen Theatern, die von deutschen Bomben zerstört wurden. Es war bisher nicht möglich, es wieder aufzubauen. Aber Norman Marshall, Direktor und Regisseur des Gate, will seine Tradition retten: Er hat ein neues Ensemble aufgestellt, mit dem er sich zuerst einmal in Deutschland vorstellt.

In einer zehnwöchigen Gastspielreise geht es über 16 Trizonen-Städte nach Berlin. In Düsseldorf war Premiere.

Es war ein Gastspiel auf Kompensation. Während die englischen Schauspieler den Düsseldorfern von der Bühne des Opernhauses herab ihr Gastgeschenk mit „Hamlet“ darbrachten, saß der Hausherr Gustaf Gründgens im Parkett und spendete verbindlichen Beifall. Auf den sommerlichen Festspielen in Edinburgh wird er sich mit seiner Düsseldorfer „Faust“-Inszenierung revanchieren.

Norman Marshall will in Deutschland eine typisch englische Shakespeare-Aufführung zeigen. Er gibt „Hamlet“ als dekorativ ausgestattetes Schau-Stück. In der düsteren, dreigestuften Szenerie des Gate-Bühnenbildners Hedley Briggs agieren die englischen Schauspieler in schreiend bunten Kostümen und mit puppenhaft konventionellen Bewegungen.

Hugh Burden ist Hamlet, nach englischer Theatersitte ein sehr jugendlicher Hamlet und ein großartiger Fechter. Das breit ausgespielte Duell im letzten Akt zwischen Hamlet und Laertes wirbelt viel Bühnenstaub auf, bei Hofdamen-Gekreisch auf der Bühne und atemloser Stille im Zuschauerraum.

Hugh Burden legt Wert darauf, einmal Hamlet zu sein. Er schlug eigens einen Filmvertrag aus, um diese Rolle übernehmen zu können. Der hochgewachsene junge Mann mit dem intelligenten blassen Gesicht hat auch literarische Ambitionen. Frühe dramatische Versuche brachten ihm ersten Schriftsteller-Erfolg.

Für die Rolle der Ophelia hat sich Norman Marshall eine junge Australierin verpflichtet. Gwen Vaughan, eine schmalgliedrige, zart gebaute Schauspiel-Novizin, die erst ihre dritte Rolle spielt, entzückt durch rührende, leichtfüßige Natürlichkeit.

Düsseldorfs Stadtprominenz verabschiedete die Londoner Gäste mit einem Empfang in den luftigen Räumen des Benrather Schlosses. Das Gastspiel soll ein

Auftakt zu einem lebendigen Kulturaustausch zwischen Deutschland und England werden, versicherten die Briten, ehe sie weiterreisten. Auf ihren Deutschlandbesuch folgt eine Tournée durch andere europäische Länder und durch die Dominien. Dann, so rechnet Marshall, wird das neue Theater fertig sein.

Mit seinen 167 Sitzplätzen war es vor dem Kriege das kleinste aller Theater des Londoner Westend. Aber eines der wichtigsten, eine Bühne, auf der experimentiert wurde.

Norman Marshall, heute 47, wagte sich gern an Stücke, die andere Westend-Bühnen lieber nicht anrührten. So war das Gate vor dem Kriege das Hauptbindiglied zwischen dem sonst reichlich insularen englischen und dem kontinentalen Drama.

Die meisten neuen französischen Autoren wurden dort aufgeführt. Aus Deutschland wurden Walter Hasenclever, Sternheim, Wedekind, Kaiser, Toller, Wilhelm von Scholz und der sonst in England kaum gespielte Gerhart Hauptmann importiert. Englische Autoren, von deren Werken andere Bühnen sagten: „Da kommt doch kein Mensch!“ kamen zu Wort.

Amtliche englische Stellen haben Norman Marshalls Projekt der Deutschland-Tournee in Erinnerung an den großen Erfolg von Sadlers Wells ihren Segen erteilt. Das Ballett bereiste nur die englische Zone; zum ersten Male ist jetzt ein englisches Ensemble in ganz Westdeutschland auf Reisen.

Gerade um das zu ermöglichen, hat man sich an Marshall gewandt. Für 1949 sind zwar auch noch andere englische Gastspiele in Deutschland vorgesehen, aber ein in London beheimatetes Ensemble kann sich lange Reisen nicht erlauben.



Einmal Hamlet sein: Hugh Burden mit Gwen Vaughan — in dritter Rolle Ophelia

Was für das Gate-Ensemble in England vorbereitet wurde, geschah mit Hilfe des British Council, der halbamtlichen Organisation zur Verbreitung englischer Kultur im Ausland. In Deutschland selbst ging das Foreign Office in Hilfsstellung.

Als wichtigstes Aktivum bringt Norman Marshall sich selbst ein. Er gehört zu den gelenkigsten, Regisseuren Englands, war erst Journalist, hat Klassiker und Moderne inszeniert und witzige Revuen,